



Familienzentren als Orte des Empowerments und der Beteiligung im Stadtteil

Daniela Kobelt Neuhaus, Jürgen Wüst

Wie lassen sich Familien für eine aktive Teilhabe an der Gesellschaft mobilisieren? Vor der Frage nach den richtigen Methoden stellt sich die Frage nach den richtigen Orten der Ansprache: Wo lassen sich Familien dafür überhaupt ansprechen? Wird der Blick auf die Sozialräume gerichtet, in denen sich Familien bewegen, dann lassen sich dort Einrichtungen finden, in denen Teilhabe von Familien schon ganz konkret stattfindet. Es sind Orte, in denen Familien nicht nur der Adressat von Angeboten, sondern aktive Mitgestalter in eigener Sache sind. Dort, wo Familien Selbstwirksamkeit erleben, wo ihnen virtuelle, aber auch reale Räume für Selbstorganisation und Teilhabe zur Verfügung stehen, entsteht Engagement. Viele der in den letzten Jahren entstandenen Familienzentren sind solche Orte des Empowerments von Familien, die auf den ganzen Stadtteil ausstrahlen.

1. Familien und gesellschaftliches Zusammenleben heute

Kindheit heute ist bunter und auch risikoreicher als früher. Viele Kinder wachsen in fragilen Familienstrukturen auf. Sie haben Eltern mit Migrationsgeschichte, mehrere Väter oder Mütter, die sich um sie kümmern, oft wenige Geschwister oder solche, die aus anderen Partnerschaften ihrer Eltern stammen. Auch Elternschaft ist vielfältiger geworden. Vielfach stehen Eltern unter Druck, ihren Beruf und ihre Familie unter einen Hut zu bekommen und die Bildung ihrer Sprösslinge möglichst voranzutreiben. Innerfamiliäre Unterstützung ist durch die Wanderungsbewegungen von Familien geringer geworden. Zunehmend werden Kinder im bereits fortgeschrittenen Alter der Mütter geboren.

Hier setzt die Arbeit der Karl Kübel Stiftung für Kind und Familie an. Unter dem Oberbegriff »Ganzheitliche Bildung im Sozialraum« (GaBi) wird mit sozialraumorientierten Ansätzen versucht, neben der Unterstützung für Einzelne, die Lebensbedingungen in Wohnquartieren oder natürlich zusammenhängenden Einzugsgebieten von Bildungseinrichtungen zu verbessern. Ergebnisse solcher Bemühungen können zum Beispiel niederschwellige Begegnungsorte für Eltern mit jüngsten Kindern sein, wie Drop-In(klusive) oder Kinder- und Familienzentren, in denen in enger Abstimmung mit den Akteuren vor Ort die Aufwuchsbedingungen von Kindern und die Gedeihbedingungen für Familien im jeweiligen Sozialraum durch Informationen und Dienstleistungen gefördert werden. Zu unterstützen sind vor allem Konzepte, die lokal die Bildungsoptionen für alle stärken, die Zuständigkeitsgrenzen und »Versäulung« zu überwinden versuchen und die das Ziel der sozialen Gerechtigkeit als Grundlage für frühkindliche Entwicklung sowohl am Sozialraum als auch an den Familien und ihren Mitgliedern orientieren. Das Zusammenspiel der unterschiedlichen Instanzen ist sozusagen die wissenschaftliche Übersetzung für das Sprichwort: »Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind zu erziehen« oder besser gesagt: »Es braucht ein ganzes Dorf, um der Mutter oder dem Vater zu helfen, ihr Kind groß zu ziehen«. Das Dorf bzw. die



Lebenswelt der Kinder und Familien muss so gestaltet sein, dass die Bedarfe erfüllt werden können und darüber hinaus die Selbstwirksamkeit der Gemeinschaften ermöglicht und gestärkt wird.

2. Ohne Familie geht es nicht

Mit zunehmender Pluralität der Familien werden die Kommunikationsanforderungen vielfältiger. Die Unterschiede zwischen den Kindern werden größer und die Vergleichbarkeit der kindlichen Kompetenzen wird schwieriger. Fachkräfte haben immer wieder festgestellt, dass die eigentliche Herausforderung der Pädagogik nicht die Kinder, sondern die Eltern sind. Sie haben Recht. Längsschnittuntersuchungen haben gezeigt, dass die Eltern einen weitaus größeren Einfluss auf die Entwicklungs- und Bildungsprozesse von Kindern haben als Bildungseinrichtungen (Strehmel, 2008). Dabei spielen – so Strehmel – die Struktur der Familie (Ein- oder Zweielternfamilien, Stieffamilien usw.) oder ihre Herkunft und Zugehörigkeit nur eine begrenzte Rolle. »Wichtiger für die Entwicklungs- und Lernmöglichkeiten der Kinder ist die Qualität der Beziehungen in der Familie, die Bildung der Eltern und ihre sozioökonomische Situation« (Strehmel, 2008: 8f.). Aus dieser Erkenntnis muss eigentlich der Schluss gezogen werden, dass es nicht ausreicht, Kinder nur institutionell zu fördern, sondern dass es hoch bedeutsam ist, parallel dazu ihre Eltern zu stärken. Daher greifen viele rein kindzentrierte Förder- und Unterstützungsangebote zu kurz, wenn sie nicht die ganze Familie im Blick haben. Und im Blick haben bedeutet eben nicht zu wissen, was Familien brauchen und dann zu versuchen, die Eltern für diese Angebote zu gewinnen. Es erfordert einen radikalen Perspektivwechsel: Hinhören, was Familien bewegt, sie bei der Suche nach Lösungen für ihre Herausforderungen zu unterstützen und zu ermutigen und ihnen den Zugang zu den Angeboten zu ermöglichen, die für ihre jeweilige Situation und passend zu ihren Ressourcen am wirkungsvollsten sind.

3. Familienzentren als Antwort auf die Entwicklungen in der Gesellschaft

Die Weiterentwicklung von Kindertageseinrichtungen zu Kinder- und Familienzentren steht im Kontext einer »Neuformatierung« der Familienpolitik, d.h. im Kontext der Schaffung von Rahmenbedingungen, in denen Familie und Familienentwicklung nachhaltig gelebt werden können. GaBi – Ganzheitliche Bildung im Sozialraum – ist eine Leitidee, die eine passgenaue Kooperation von Akteuren im Sozialraum politisch verankert und die Familien an einem sogenannten One-Stop-Shop erreicht, der die Akteure koordiniert und Informationen bedarfsgerecht streut. Solche One-Stop-Shops sind beispielsweise an einem Familienzentrum angesiedelt. Familienzentren in Deutschland haben verschiedene Namen und unterschiedliche Organisationsformen. Es verbindet sie, dass sie den Auftrag haben, Eltern von Anfang an in ihrer Aufgabe der Erziehung, Bildung und Betreuung zu begleiten und der »Versäulung« zwischen Gesundheits-, Sozial- und Bildungswesen entgegen zu wirken. Der Bundesverband der Familienzentren e.V. definiert Familienzentrum im Sinne eines Kompromisses als »Zentren und Häuser, die in einem sozialen Umfeld unterstützende und bildungsförderliche Angebote für Kin-



der, Familien, junge und alte Menschen in einem Sozialraum bereithalten, vermitteln und bündeln« (www.bundesverband-familienzentren.de) und sieht ihren besonderen Auftrag in der Stärkung der Selbstwirksamkeit von Kindern und Familien, in der Verbesserung der Lebensqualität und der Förderung der Bildungschancen für Jung und Alt.

Warum ausgerechnet Familienzentren eine mögliche gute Antwort auf die Erkenntnisse aus dem 14. Kinder- und Jugendbericht sein sollen, ist mit und aus den Modellstandorten, die sich auf das englische Konzept der Early Excellence Pädagogik beziehen, zu begründen. Die Leitgedanken des Early Excellence-Ansatzes sind:

- Jedes Kind ist etwas Besonderes.
- Eltern als Partner. Eltern sind die wichtigsten Bezugspersonen.
- Kindertageseinrichtungen sind Dienstleistungszentren für Familien im Stadtteil.

Dem Ansatz dieser Zentren sind sowohl der Präventionsansatz als auch der Inklusionsansatz immanent. Sie zielen auf eine höchstmögliche Selbstbeteiligung der Eltern in den Bildungsprozessen der Kinder bei gleichzeitigem Angebot für diese, sich selber weiter zu qualifizieren und neu dazu zu lernen. Die Erziehungs-, Beziehungs- und Bildungskompetenz der Eltern wird gestärkt und gleichzeitig sind die Zentren in ein ganzes Netz von Beratungsangeboten und medizinischen Diensten eingebunden. Durchgängig werden Eltern als Expert/innen ihrer Kinder gesehen und aktiv am Bildungsgeschehen ihrer Kinder beteiligt.

Es ist selbstverständlich, dass die Mitarbeiter/innen eines Familienzentrums nicht alle Zielgruppenbedürfnisse selber abdecken können. Vielfach müssen sie auf die Suche nach Kooperationspartner/innen gehen, die kooperativ, ehrenamtlich oder im Rahmen ihres Budgets ihre Dienste entweder stundenweise in das Familienzentrum verlagern oder über das Familienzentrum anbieten. Im ersten Fall werden dazu in der Einrichtung Räume gebraucht, die oft fehlen. Werden die Angebote woanders vorgehalten, müssen Eltern unter Umständen zum Ort des Angebots begleitet werden, damit sie dieses wahrnehmen.

4. »Mögen hätten wir schon wollen, aber dürfen haben wir uns nicht getraut« (Karl Valentin)

Es ist ein Trugschluss zu glauben, dass bedarfsorientiertes konzertiertes Agieren zum Wohle der Kinder und ihrer Familien zum Nulltarif zu haben ist. Die Einsicht alleine, dass es eine gemeinschaftliche Verantwortung von Staat, Trägern, Wirtschaft und privaten Gemeinschaften geben muss, ermöglicht weder mehr Personalstunden in Einrichtungen noch koordinieren sich dadurch die Anbieter.

Kooperationen fordern von den Akteuren nicht nur die Auseinandersetzung mit immer neuen Fachgebieten, Haltungen und Einstellungen. Oft wäre es sinnvoll, dass in einem Kinder- und Familienzentrum Hebammen, Kinderärzte, Juristen, Psychologen oder Therapeuten tätig werden. Es müssten Leistungen aus der Familienbildung, der Erziehungsberatung und nachbarschaftliche Selbsthilfeaktivitäten, Sport- und Turnvereine oder auch Schulen mit eingebunden werden. Schwer zu überwinden sind insbesondere die Gräben zwischen Gesund-



heits-, Sozial- und Bildungswesen, Letzteres vor allem in den Ländern, in denen die Zuständigkeiten von Kultus und Sozialem klar getrennt sind.

Viele Familienzentren sind auf dem Weg kraftvolle Orte des Empowerments von Familien im Sozialraum zu werden, einige spielen dabei schon heute eine wichtige Rolle. Wenn es um die Frage geht, wie mehr Bürgerbeteiligung gelingen kann, dann muss diese Frage dort mit den Menschen diskutiert werden, wo diese schon heute Teilhabe ganz konkret und lebenspraktisch erleben. Und dort sollte mit den Menschen, die als Familien in ihrer ganzen Vielfalt anzutreffen sind, das »Wie« der Beteiligung entwickelt und mitunter neu erfunden werden. Denn dort, wo es, wie in einigen Familienzentren, gelungen ist von einer angebotsorientierten Politik für Familien zu einer bedarfsorientierten Politik mit Familien zu kommen, gelingt es auch zu tragfähigen Ansätzen einer Beteiligung für Bürger/innen zu einer Beteiligung mit Bürger/innen zu kommen. Dann kann es auch gelingen, denen eine Teilhabe zu ermöglichen, die sich den gängigen Formaten und Strukturen bisher zu entziehen scheinen bzw. gar nicht in ihrer Lebenswirklichkeit davon erreicht werden.

Literatur

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: 14. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. (www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Service/Publikationen/publikationen,did=196138.html)

Burn, C. (2002): Sure Start – Die Lage für Kinder und Familien ändern! Beitrag auf dem Fachforum »Schule in sozialen Brennpunkten« am 5. und 6. Dezember 2001 in Dortmund.. Berlin: E&C. Verfügbar unter www.eundc.de/pdf/11006.pdf. Letzter Zugriff am 16.04.2013.

Lüders, Ch./Hoops, S. (2013): Neue Erwartungen, neue Zuständigkeiten: aufwachsen in der modernen Gesellschaft. In: DJI Impulse 1/2013. 32 -37

Schlevogt V. (2012): KiFaz, Eltern-Kind-Zentrum oder Haus der Familie - Konzepte und Fördermodelle von Kinder- und Familienzentren im bundesweiten Vergleich, in: KiTa aktuell spezial »Kinder- und Familienzentren« 1/2012

Strehmel, P. (2008): Wovon hängt »gute Bildung« tatsächlich ab? In: Kindergarten heute. Herder. 1/2008. S. 8-13.

Tietze, W. et al (Hrsg.) (2012): NUBBEK. Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit. Fragestellungen und Ergebnisse im Überblick. Berlin



Autorin und Autor

lic.phil. Daniela Kobelt Neuhaus ist u. a. Diplom-Heilpädagogin, TQM-Auditorin und Expertin für den Situationsansatz. Sie war langjährige Leiterin und Fortbildungsreferentin im Arbeitszentrum Fort- und Weiterbildung der Pädagogischen Akademie Elisabethenstift Darmstadt und ist seit 2007 Vorstandsmitglied der Karl Kübel Stiftung für Kind und Familie. Sie publiziert und bildet fort zu allen Themen der frühkindlichen Erziehung und der Pädagogik der Vielfalt. Aktuelle Schwerpunktthemen sind u. a. präventive Netzwerke für Kinder und Familien und die Umsetzung von Bildungs- und Erziehungsplänen in Kinder- und Familienzentren.

Kontakt

Daniela Kobelt Neuhaus
Karl Kübel Stiftung für Kind und Familie
Darmstädter Straße 100, D 64625 Bensheim
Telefon +49 (6251) 7005 26 | Fax +49 (6251) 7005 8820
E-Mail d.kobeltneuhaus@kkstiftung.de | www.kkstiftung.de

Dr. Jürgen Wüst ist Politikwissenschaftler mit langjähriger Praxis in der Politikberatung. Bei der IFOK GmbH hat er Beteiligungsprozesse im Bereich der Familien- und Bildungspolitik begleitet, als Referent im Staatsinstitut für Frühpädagogik in München und im Hessischen Ministerium für Soziales und Integration hat er an der Implementierung von Bildungs- und Erziehungsplänen mitgewirkt. In der Karl Kübel Stiftung für Kind und Familie leitet er seit 2014 die Abteilung Inland und Kommunikation.

Kontakt

Dr. Jürgen Wüst
Karl Kübel Stiftung für Kind und Familie
Darmstädter Straße 100, D 64625 Bensheim
Telefon +49 (6251) 7005 54 | Fax +49 (6251) 7005 8854
E-Mail j.wuest@kkstiftung.de | www.kkstiftung.de

Redaktion eNewsletter

Stiftung Mitarbeit
Netzwerk Bürgerbeteiligung
Redaktion eNewsletter
Ellerstraße 67
53119 Bonn
E-Mail: newsletter@netzwerk-buergerbeteiligung.de